

online-predigten.de

hg. von Christoph Dinkel, Isolde Karle und Johannes Neukirch

Predigt zum 5. Sonntag nach Epiphania, 6. Februar 2011

über Jesaja 40, 12-25 von Margot Käßmann

"Gottesbilder"

Liebe Gemeinde,

„So wahr mir Gott helfe!“ – als Niedersachsens Sozialministerin Aygül Özkan dies bei ihrem Amtseid im letzten Jahr sagte, löste sie eine heftige Debatte aus. In einer Erklärung des Ministeriums hieß es dazu, Özkan berufe sich als gläubige Muslimin "ausdrücklich auf den einen und einzigen Gott", der dem Judentum, dem Christentum und dem Islam gemeinsam sei.

Daraus entspann sich eine heftige Diskussion. Immer wieder wurde gezählt, wie viele Minister auf Landes- oder auch Bundesebene sich mit der Formel „So wahr mir Gott helfe“ vereidigen ließen. Manche lasen daraus eine Art Barometer der Gottesfürchtigkeit oder Gottlosigkeit des Landes ab. Noch nie hatte sich ein Mensch muslimischen Glaubens in Deutschland auf die Formel berufen. Ist sie also für Gläubige aller Religionen da. Und gibt es wirklich den **einen** Gott, zu dem Juden, Christen und Muslime beten? Welche Bilder von Gott haben wir?

Im Buch des Propheten Jesaja steht der Predigttext für den kommenden Sonntag. Auch er ist letzten Endes ein Ringen um Gottesbilder. Dort heißt es:

„(Wer misst die Wasser mit der hohlen Hand, und wer bestimmt des Himmels Weite mit der Spanne und fasst den Staub der Erde mit dem Maß und wiegt die Berge mit einem Gewicht und die Hügel mit einer Waage?)

Wer bestimmt den Geist des HERRN, und welcher Ratgeber unterweist ihn?

([14](#) Wen fragt er um Rat, der ihm Einsicht gebe und lehre ihn den Weg des Rechts und lehre ihn Erkenntnis und weise ihm den Weg des Verstandes? [15](#) Siehe, die Völker sind geachtet wie ein Tropfen am Eimer und wie ein Sandkorn auf der Waage. Siehe, die Inseln sind wie ein Stäublein.

[16](#) Der Libanon wäre zu wenig zum Feuer und seine Tiere zu wenig zum Brandopfer. [17](#) Alle Völker sind vor ihm wie nichts und gelten ihm als nichtig und eitel.)

Mit wem wollt ihr denn Gott vergleichen? Oder was für ein Abbild wollt ihr von ihm machen? Der Meister gießt ein Bild und der Goldschmied vergoldet's und macht silberne Ketten daran. Wer aber zu arm ist für eine solche Gabe, der wählt ein Holz, das nicht fault, und sucht einen klugen Meister dazu, ein Bild zu fertigen, das nicht wackelt. Wisst ihr denn nicht? Hört ihr denn nicht? Ist's euch nicht von Anfang an verkündigt? Habt ihr's nicht gelernt von Anbeginn der Erde? Er thront über dem Kreis der Erde, und die darauf wohnen, sind wie Heuschrecken; er spannt den Himmel aus wie einen Schleier und breitet ihn aus wie ein Zelt, in dem man wohnt; er gibt die Fürsten preis, dass sie nichts sind, und die Richter auf Erden macht er zunichte:

Kaum sind sie gepflanzt, kaum sind sie gesät, kaum hat ihr Stamm eine Wurzel in der Erde, da lässt er einen Wind unter sie wehen, dass sie verdorren, und ein Wirbelsturm führt sie weg wie Spreu.“

Jesaja stellt unsere Vorstellungen von Gott in Frage. Die Menschen meinen, zu wissen, wer Gott ist, Fürsten und Richter glauben ihn zu kennen. Aber Gott selbst stellt alles diese Vorstellungen radikal in Frage.

Wer die Frage nach Gottes Wirken stellt, muss nicht gleich an große Propheten oder große Politik denken und an die offiziellen Verlautbarungen von Religionsgemeinschaften, an Bekenntnisse und Formeln. Wenn Sie ganz persönlich an Gott denken, welches Bild haben Sie? Der große alte Mann mit weißem Bart? Das Auge als Symbol? Gott als bergende Mutter? Als Vater, der ermahnt? Ist Gott tröstend, bedrohlich, strafend oder ein „Backofen voller Liebe“, wie Luther einmal sagte? Und woher stammen unsere Gottesbilder? Aus unserer Erziehung, dem Kontext, der Kultur? Hat der Vater gedroht: „Gott sieht alles“? Hat die Mutter getröstet: „Gott hat dich lieb?“ Das alles mögen Klischees sein, aber sie prägen unser Gottesbild seit der Kindheit.

Ich erinnere mich an eine Situation in einer Bibliodrama-Gruppe in meiner allerersten Gemeinde. Wir haben biblische Geschichten nachgespielt, um sie tiefer zu verstehen - bewegende Erfahrungen, die mir noch einmal gezeigt haben, wie sehr die biblischen Geschichten Grunderfahrungen von Menschen spiegeln. Eines Tage spielten wir die Paradiesgeschichte. Zunächst hatten wir sie noch einmal nachgelesen in der Lutherübersetzung, dann wurden die Rollen verteilt. Eine junge Frau wollte gern Gott spielen. Mich hat das überrascht, bis dahin war sie eher sehr zurückhaltend und suchte eher Rollen am Rande des Geschehens. In dem Moment aber, als sie Gott spielte, veränderte sich etwas in ihrer Haltung. Sie war richtig wütend auf Adam und Eva und die Schlange. Am Ende stellte sie sich auf einen Stuhl und faltete die drei massiv zusammen. Von oben herab mit erhobenem Zeigefinger! Alle waren richtig erschrocken, bedrückt und gingen mehr als betrübt von dannen. Das war ihr Gottesbild: Zornig, strafend, zurechtweisend. Im Nachgespräch sagte sie, so sei es ihr vermittelt worden. Und da ihr Vater genau so war: fordernd, zornig, strafend, war ihr Gefühl, dass Gott ebenso sei. Es wurde ein langes und tiefgründiges Gespräch....

Wie also entstehen unsere Bilder von Gott? Werden sie vermittelt in der Erziehung? Stammen sie aus der Lektüre der Bibel? Welchen Anteil hat unsere Kultur, unser Kontext? Und wie sehr prägt unser Leben, das Er-leben, die Erfahrung, das psychische Wahrnehmen der Welt unseren Glauben?

Als ich in den vergangenen Monaten in den USA war, gab es dazu einen Leitartikel in der Tageszeitung „USA Today“ zum Thema: „Wie Amerika Gott sieht“. Es geht um eine interessante Untersuchung, die nachweist, dass neun von zehn Amerikanern an Gott glauben. Aber das jeweilige Gottesbild spiegele die persönliche Einstellung zu Wirtschaft, Gerechtigkeit Moral etc. Die an der Baylor Universität durchgeführte Studie hat den Titel: „Was wir über Gott sagen und was das über uns sagt“. Da sind

diejenigen, die zu einem autoritären Gott beten, sie werden politisch im rechten Republikanerlager der Sarah Palin angesiedelt. Diejenigen, die zu einem gnädigen Gott beten, werden eher im politischen Umfeld von Präsident Obama gesehen. Die Armen im Land sehen Gott als kritisch, Gerechtigkeit fordernd. Die Frage scheint zu sein: Prägen unsere Lebenserfahrungen unser Gottesbild oder prägt unser Gottesbild unsere Wahrnehmung der Wirklichkeit?

Persönlich habe ich erlebt, dass mein Gottesbild sich veränderte. Nicht abrupt, aber mit den Jahren. Aus meiner Kindheit heraus war Gott vor allem die Instanz, der gegenüber ich rechenschaftspflichtig war. Was du tust und was du denkst musst du vor Gott verantworten können – das war meine Wahrnehmung. Und Gott hat in gewisser Weise auch einen angemessenen Anspruch einzuklagen. Wenn wir als Kinder in Frage stellten, ob wir zum Gottesdienst gehen müssten, sagte meine Mutter: „Wenn der liebe Gott die ganze Woche für dich Zeit hat, hast du wohl eine Stunde in der Woche Zeit für ihn!“ Heute würde ich sagen, das war gut. Wir können Gott nicht nur für unser Leben beanspruchen. Es ist auch gut, Gott zu loben. Bei einem Gottesdienst geht es nicht nur darum, „ob mir das was bringt!“ Es geht auch darum, dass ich mich einbringe in das Lob Gottes, das rund um die Erde an einem Sonntag erklingt. „Gott loben, das ist unser Amt“, sagt ein Gesangbuchlied. Und so kann ich zweckfrei einstimmen in ein Loblied, kann im Gotteshaus zu Gott beten, Gott preisen als Schöpfer, Dank sagen für so viel Güte.

Am Thanksgivingfest, das ich kürzlich in den USA erlebt habe, fand ich sehr eindrücklich, wie vor Beginn des Essens jede Person am Tisch kurz sagen sollte, wofür sie dankbar sei. Mich hat das sehr berührt. Nehmen wir noch wahr, wofür wir danken können? Nehmen wir Gott nur in Anspruch oder ist Lob und Dank Teil unseres Alltags?

Je älter ich werde, desto weniger liegt mir daran, Gott für mein Leben verantwortlich zu machen. Gott bleibt für mich in vielem der „deus absconditus“, der verborgene Gott, von dem Luther sprach. Wir verstehen Gott nicht, wir können Gott nicht wirklich ergründen. Wäre es anders, würden wir Menschen ja doch Gott definieren, einschränken, in Bilder pressen.

Der „deus revelatus“, der offenbare Gott ist für Christinnen und Christen in Jesus wahrnehmbar. Mich bewegt das immer mehr. Die Erfahrung Jesu war, dass Gott mitten unter uns ist. Wo wir Brot und Wein teilen. Wann immer wir trauern um die Fehler in unserem Leben und die Sackgassen. Sooft wir Misslingen und Scheitern erleben. Ja, auch wenn wir sterben und nach Gott schreien wie Jesus am Kreuz dürfen wir erfahren: Gott ist da. Präsent. Hält uns und trägt uns. Wie ein liebender Vater, wie eine verständnisvolle Freundin, wie ein Bruder, wie eine Schwester.

In der Bibel finden wir ein Verbot, uns überhaupt Bilder von Gott zu machen. Der reformierten Theologie war und bleibt das sehr wichtig: keine Bilder von Gott! Gar manches Bild wurde in der Reformationszeit aus diesem Grund brutal zerstört. Wir können Gott nicht festlegen auf unsere Maßstäbe und Vorstellungen, das ist klar. Jedes Bild, das wir uns machen wird falsch sein, viel zu eng. Aber ich halte es eher mit Martin Luther. Er wollte die Bilder stehen lassen, weil er überzeugt war, dass

Menschen Vorstellungen und Bilder von Gott brauchen, auch wenn sie begrenzt und ganz gewiss vorläufig sind. Luther sah den „deus revelatus“, den offenbaren Gott, den wir wahrnehmen können in den Bildern und Geschichten Jesu: ein liebender Vater, ein achtsamer Weingärtner. Und doch wusste er um den „deus absconditus“, den verborgenen Gott, den wir niemals mit unseren Bildern und Vorstellungen werden festhalten können. Und so denke ich, Menschen brauchen Bilder, um ihre Vorstellungen zu formulieren, zu fassen. Statisch aber dürfen die Bilder nicht sein. Sie müssen sich verändern können in aller Freiheit. Der strafende Vatergott kann zur zärtlichen Freundin werden. Die große Übermutter zum Begleiter auf meinen Wegen. Die Rechenschaftsinstanz zur Geistkraft, die mich bewegt.

Bis heute gibt es eine unterschiedliche Zählung der zehn Gebote in den evangelischen Kirchen. Die reformierte Tradition versteht „Du sollst dir kein Bildnis machen“ als zweites Gebot. Die lutherische Tradition lässt dies aus und teilt das bei den Reformierten zehnte Gebot in zwei Akzente auf: „Du sollst nicht begehren deines Nächsten Haus“ als neuntes Gebot und „Du sollst nicht begehren deines Nächsten Frau, Knecht, Magd noch alles, was sein ist“ als zehntes Gebot.

Ich denke, wir sollten das Bilderverbot ernst nehmen. Gott lässt sich nicht in Klischees und Vorstellungen pressen. Wenn der Gottesname bedeutet „Ich bin, der ich bin“ bzw. „Ich werde sein, der ich sein werde“, zeigt das gerade Weite und nicht Enge. Aber mit Luther sage ich auch: Menschen brauchen Bilder, Vorstellungen, damit sie sich Gott annähern können. Und sie dürfen frei sein, nicht statisch, Veränderung ist keine Gefahr, sondern Bereicherung.

Allen drei großen Weltreligionen gemeinsam ist die Überzeugung, dass Gott sich geoffenbart hat, also zu Menschen und Völkern gesprochen hat. So heißt es im Hebräerbrief: »Viele Male und auf vielerlei Weise hat Gott einst zu den Vätern gesprochen durch die Propheten« (1,1) Für das Judentum sind diese so genannten Vätergeschichten entscheidend. Gott hat das Volk Israel aus Ägypten in die Freiheit geführt, in das gelobte und versprochene Land.

Der Name Gottes wird im Hebräischen mit vier Konsonanten, dem Tetragramm j-h-w-h geschrieben. Anders als Christen, die dies oft mit „Jahwe“ aussprechen, sagen Juden an dieser Stelle: „adonaj“, das für „Ewiger“ bzw. „Ewige“ oder „Herr“ steht. Manches Mal wird auch schlicht „Hashem“ gesagt, das meint so viel wie „der Name“. Aus beiden kann auch eine Mischform werden: „Adoschem“. Der Name Gottes soll nicht missbraucht werden, wie es von den zehn Geboten vorgegeben ist. Er ist so heilig, dass er schlicht nicht ausgesprochen wird.

Dabei hat j-h-w-h eine sehr besondere Bedeutung. Es meint so viel wie „Ich bin, der ich bin“ oder „Ich werde sein, der ich sein werde.“ Eine offene Beschreibung. Der Gott Israels, der Gott der Menschen jüdischen Glaubens, ist der Gott, der Israel begleitet hat auf dem Weg in die Freiheit wie auf dem Weg in die Unterdrückung. Der Gott, zu dem die Menschen in den Gaskammern von Auschwitz rufen durften. Der Gott, zu dem Jesus „Abba“, lieber Vater sagte. Ja, es war der Gott Israels, zu dem Jesus betete.

Für Christinnen und Christen ist Gott nur zu verstehen, indem sie auf Jesus schauen. Er gibt Menschen aus allen Völkern Zugang zum Gott Israels. Und er zeigt, wie und wer Gott ist vor allem in den Gleichnissen: Wie ein Arbeitgeber, der für alle gleichermaßen sorgt. Wie ein Vater, der den Sohn, der auf Abwege geraten ist, mit Liebe in die Arme nimmt. Wie ein Hirte, der auch noch das letzte verlorene Schaf sucht. Gütig und barmherzig ist Gott.

Dabei ist das Verständnis der Dreifaltigkeit ein besonderes. Es gibt drei Weisen der Erfahrbarkeit Gottes, sagt das Christentum. Wir glauben Gott als Schöpfer der Welt, als den, der Himmel und Erde geschaffen hat. Wir glauben, dass Jesus Christus in menschlicher Gestalt gezeigt hat, wer Gott ist. Und wir glauben, dass Gott präsent ist unter uns, in unseren Beziehungen, da, wo Menschen vom Glauben bewegt werden – als heiliger Geist. Da geht es nicht um drei Götter, wie es dem Christentum manches Mal vorgeworfen wird. Es geht um den einen Gott, der sich auf verschiedene Weise zeigt und erkennbar, erfahrbar macht. Gott der Schöpfer hat sich den Menschen aller Völker in Jesus gezeigt. Durch den Heiligen Geist haben die, die ihm nachfolgten, die Kraft gefunden, davon zu reden. Bis heute.

Im Koran wird anerkannt, dass Gott durch Abraham, Mose und Jesus zu den Menschen gesprochen hat. Allerdings gilt Mohammed als Gottes letzter und entscheidender Prophet. Der Koran wird als direktes Wort Gottes an die Menschen verstanden. Eine Textkritik oder historisch-kritische Exegese ist daher ausgeschlossen. Gut aber wäre doch eine Möglichkeit der kritischen Diskussion. Ein deutschsprachiger islamischer Religionsunterricht an Schulen mit Kurrikulum und ausgebildeten Lehrerinnen und Lehrern könnten dazu beitragen. Es bleibt zu hoffen, dass dies bald flächendeckend möglich wird. Religion inmitten der Gesellschaft tut gut daran, sich den Bedingungen von Freiheit und Frage, von Kritik und Diskussion zu stellen.

So sind die Gottesbilder verschieden und können nicht einfach vermengt werden. Immer wieder wird das versucht, vor allem bei interreligiösen Gebeten. Sie enden meist damit, dass diffus von „Gott“ die Rede ist, aber Jesus Christus nicht mehr vorkommt. In multireligiösen Gebeten oder Feiern ist es möglich, mit Respekt anwesend zu sein beim Gebet der anderen. Auf diese Weise wird akzeptiert, dass Gottesbilder, Rituale, Glaubensüberzeugungen verschieden sind. Aber es wird auch Wert darauf gelegt, dass Religionen nicht länger Öl in das Feuer politischer und kultureller Konflikte gießen, sondern dazu beitragen, Konflikte zu entschärfen, die Menschenliebe Gottes, die es in allen Religionen als Glaubensüberzeugung gibt, in den Vordergrund zu stellen.

Vor einigen Monaten war ich zu Besuch in einer Schule. Diskussion mit der Oberstufe über Religion. Die interessantesten Fragen stellten muslimische Schülerinnen und Schüler, darunter die: „Wie können Sie an einen Gott glauben, der elend am Kreuz gestorben ist? Das kann doch nicht Gott sein!“ Die christlichen Schülerinnen und Schüler guckten mich gespannt an nach dem Motto: „Uff, ich hoffe, sie kann das jetzt anständig beantworten!“ Da geht es nicht um defensives oder offensives Argumentieren, sondern um einen spannenden Dialog! Die Frage nach der Bedeutung von Jesus Christus ist am Ende dieselbe Frage, auf die der Apostel

Paulus vor fast 2000 Jahren eingegangen ist: Ist das Wort vom Kreuz eine Torheit oder eine Gotteskraft? Es ist gut und wichtig, wenn Christen und Muslime in unserem Land, Juden und Humanisten über Gottesbilder und Grundüberzeugungen miteinander sprechen. Wer bin ich? Was glaube ich? Es ist gut, wenn Menschen offen legen, was sie glauben, vor wem sie sich verantworten. Das ist wesentlich besser als Geheimbünde oder Sekten, bei denen niemand weiß, was wirklich Zugehörigkeit und Grundüberzeugung sind.

Am Ende wird es darauf ankommen: Wer ist Gott für mich? Welches Bild habe ich von Gott. Gottesbilder können ein Leben lang prägen. Aber sie können sich auch verändern, so wie wir uns verändern, reifen im Leben und im Glauben. Gott lässt sich nicht festlegen durch menschliche Vorstellungen und Kategorien. Aber Gott nähert sich Menschen, schenkt ihnen Bilder, um wahrgenommen zu werden. Und schenkt Menschen Kraft, im Glauben dieses Leben zu bestehen in guten wie in schweren Zeiten.

So lässt sich schließen: Die Gottesbilder sind verschieden, wir können nicht einfach erklären, es gebe den einen Gott, der für Judentum, Christentum und Islam derselbe ist. Es wäre diffuse Religiosität, die alles in eins vermischen will. Einstweilen ist das Verständnis Gottes sehr unterschiedlich. Gläubige Menschen können aber sagen: wir werden einst sehen, in Gottes Zukunft, wie Gott ist. Jesaja warnt uns davor, heute schon zu meinen, wir wüssten mehr, als wir wahrhaftig wissen. Es sind immer nur Bilder von Gott. Gott aber ist, der er ist, sie ist, die sie sein wird...

Dass ein Mensch sich bei seiner Vereidigung aber auf die Formel beruft „So wahr mir Gott helfe“ halte ich für eine positive Geste. Dieser Mensch erklärt, dass er das eigene Tun verantwortet vor Gott. Gut, dass der Gottesbegriff nicht auf eine Religion festgelegt ist und gut, dass er so in unserer Verfassung Menschen unterschiedlichen Glaubens die Möglichkeit gibt, diese Verantwortung auszudrücken. Denn wer sich vor Gott verantwortet im eigenen Tun, hat eine besondere Haltung, die nicht nur an Erfolg und Gewinn orientiert ist.

Gewiss haben sich auch Diktatoren und Terroristen auf Gott berufen. Wer die Gottesbilder anschaut, muss aber erkennen, dass dies immer Irrwege waren – und die gibt es in allen Religionen. Wo Fundamentalismus wächst, der keine Toleranz kennt und Religionsfreiheit einschränken will, wird der Boden der Freiheit unserer Verfassung verlassen. Religionsfreiheit ist ein hohes Gut. Gerade Christinnen und Christen sollten es schützen, denn sie sind Angehörige der weltweit am meisten unterdrückten Religion.

Die Trennung von Staat und Religion dient gerade auch der Freiheit der Ausübung der je eigenen Religion. Dass ein Minister oder eine Ministerin sich explizit zu ihrer Religion bekennen, ist dem nicht abträglich. Es ist ein Zeichen von Freiheit und Transparenz zugleich. Amen.

Verfasserin:

Prof. Dr. Margot Käßmann
Bochum